

# AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

## Vom Diasporapriester zum Mystagogen

Facetten des Priesterbildes im DDR-Katholizismus<sup>1</sup>

Die ekklesiologisch vorgegebene besondere Stellung des Priesters im kirchlichen Leben trat im DDR-Katholizismus verstärkt in den Blick. Zu einer Konzentration des kirchlichen Lebens auf den Pfarrer und seine Mitarbeiter trug unter anderem bei, dass eine kirchliche Vereinsstruktur unter den politischen Bedingungen in der DDR fast völlig fehlte. Zum anderen besaßen Kleriker in der DDR sonst kaum verfügbare Freiheiten, da sie dem direkten staatlichen Einfluss entzogen waren. Dass dies durchaus ambivalent zu betrachten ist, zeigt sich etwa an der Tatsache, dass die wohltuend erfahrene Staatsferne in Distanz zu den Menschen und in mangelnde Kenntnis ihrer konkreten Verhältnisse umschlagen konnte. Im innerkirchlichen Leben waren die Priester für die Bischöfe die wichtigsten Dialogpartner. Für Seelsorge und kirchliches Leben bildete der Klerus den Kern.

Zur Kennzeichnung dieser Situation dient oftmals das Schlagwort von der „Kleruszentriertheit“. Der ehemalige Erfurter Regens Bernhard Dittrich (geb. 1948) führte 1995 retrospektiv aus:

„Die Seelsorge in den meisten Pfarreien der DDR war kleruszentriert. Ohne den Pfarrer gab es fast keine Aktivitäten. Zwar bestanden seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil Räte in den Gemeinden, Dekanaten und Bistümern, aber diese konnten nur schwer ein eigenes Profil entwickeln. Ohne das vielfältige und z. T. selbstlose Engagement der Laien schmälen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß die meisten Initiativen und Aktivitäten von Priestern angeregt oder entscheidend mitgetragen wurden.“<sup>2</sup>

Bereits 1987 hatte der Hallenser Pfarrer Claus Herold (1929 – 2003), aktiv in dem kirchenkritischen „Aktionskreis Halle“, in einem Beitrag für einen westdeutschen Sammelband von der „Priesterkirche“ in der DDR gesprochen.<sup>3</sup> Die Konzentration auf die Priester bestimmte Alltag und Erfahrung in den Gemeinden. Die explizite oder implizite Kritik an diesen Umständen verweist darauf, dass sie von Katholiken auch als ungenügend empfunden wurden. Dazu dürfte in gewisser Weise auch die besondere Nähe

---

<sup>1</sup> Ausführlichere Angaben finden sich in der Dissertation des Verfassers. Diese erscheint demnächst in den „Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte“ unter dem Titel: *Katholizismus in der DDR-Gesellschaft (1960–1990). Kirchliche Leitbilder, theologische Deutungen und lebensweltliche Praxis im Wandel*.

<sup>2</sup> B. Dittrich, *Der Klerus im Gebiet der DDR von 1949 bis 1990*, in: E. Gatz (Hrsg.), *Der Diözesanklerus, Bd. IV. Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts*. Freiburg/Br. 1995, 208–217, hier 212.

<sup>3</sup> C. Herold, „Priesterkirche“ in der DDR-Diaspora. Historische und theologische Beobachtungen und pastorale Erfahrungen der mitteldeutschen Katholiken, in: P. Hoffmann (Hrsg.), *Priesterkirche*. Düsseldorf 1987, 279–292.

und Verbindung zum westdeutschen Katholizismus und seinen Wandlungen in den Priesterbildern<sup>4</sup> beigetragen haben.

### 1. Die Anfänge nach 1945: „Rucksackpriester“ und Notkapellen

Das rasante Anwachsen der Katholikenzahl nach dem Zweiten Weltkrieg durch Flüchtlinge und Heimatvertriebene aus den Ost- und Südostgebieten des Deutschen Reiches führte zur Errichtung einer Vielzahl neuer Pfarreien und Gottesdienststationen. Die Strukturen des katholischen Lebens in der SBZ und späteren DDR verdichteten sich gegenüber dem Vorkriegsstand enorm. Dies stellte für eine flächendeckende Pastoral eine immense Belastung dar. Insbesondere die seelsorgliche Erfassung und Betreuung der verstreut lebenden Katholiken auf dem flachen Land war für den Klerus oft nur unter großen Anstrengungen möglich. Im Priesterjahrheft des Bonifatiusvereins 1954 ist eine Fotoserie untertitelt: „Diaspora – das ist die Not der Priester“. Ein Bild zeigt einen Priester in einem Raum, der ihm als Kapelle, Pfarrbüro, Wohnraum, Küche und Schlafzimmer zugleich diente. Ein junger Priester ist auf einem anderen Bild zu sehen, der nach einer längeren Radfahrt zum Notgottesdienstraum gekommen ist. Die Bildunterschrift bezeichnet ihn als „Rucksackpriester“.<sup>5</sup> Einen Einblick in diese Belastungen gibt ein Text von Erich Puzik (1901–1993), damals Spiritual im Neuzeller Priesterseminar. Puzik hatte zwischen 1955 und 1960 für die Beilage zum Kirchlichen Amtsblatt kleinere Beiträge zur Spiritualität und Lebensweise der Priester verfasst. 1964 erschienen sie in Buchform. Dort heißt es:

„Fast jeder Diasporapriester muss an allen Sonntagen dreimal das heilige Messopfer feiern und noch öfters predigen; er hat anstrengende Wege zurückzulegen und in hastender Eile zwischen den Gottesdiensten Beicht zu hören und Taufen zu spenden. Dabei jagt den Übermüdeten die Angst, daß er zu der Gemeindegruppe, die ihn erwartet, zu spät kommen könnte. Trotz allem soll er froh und frisch ... (und) offen sein für all die ... Anliegen, die seine Pfarrkinder ... an ihn heranbringen; denn wegen der weiten Wege ist er für die meisten nur an diesem Tag erreichbar.“<sup>6</sup>

Ein weiteres Problem bestand darin, dass für viele vertriebene Priester die Frage der jurisdiktionellen Zugehörigkeit unklar blieb. Ihre Integration in vorhandene Presbyterien gelang nicht immer spannungsfrei.

Eine ausgesprochene (Auf-)Opferungssemantik bestimmt die hier zum Tragen kommenden Vorstellungen. Diese untermauerte die herausgehobene Stellung des Priesters in den Diasporagemeinden. Bis zu Beginn der 60er Jahre war die unangefochtene Autorität des Priesters im Katholizismus noch allgemein verankert. Ein offenes Austragen der seitdem auftretenden innerkirchlichen Konflikte war in der DDR jedoch aufgrund des ideologischen Außendrucks nicht möglich. Die Priester besaßen in den Gemeinden

<sup>4</sup> Vgl. zu diesem Begriff H. Brosseder, *Art. Priesterbild*, in: *LThK*; Bd. 8. Freiburg/Br. u.a. 1999, 572f.

<sup>5</sup> Vgl. *Kirche als Diaspora. Wesen und Aufgabe. Priesterjahrheft im Bonifatiusjubiläumsjahr 1954*, Bildteil up. Vgl. zum Begriff des „Rucksackpriesters“: J. M. Cramer, *Das Lied der Rucksackpriester*, in: *Echo des Glaubens. Gedichte von Johannes Maria Cramer*. Attendorn 1988.

<sup>6</sup> E. Puzik, *Erwägungen zur priesterlichen Aszese*. Leipzig 1964, 142f.

einen lange Zeit nicht hinterfragten Führungsanspruch und hohes Ansehen. Nicht zuletzt boten sie sich als Figuren eindeutiger Abgrenzung zum sozialistischen Staat für Kreise aktiver Katholiken zur Identifikation an. Sie wiesen für katholische Christen geistliche Auswege aus dem ideologisch überformten System der DDR auf und schenkten geistige Weite.

Daneben zeigte sich auch in der religiösen Unterweisung eine hohe Wertschätzung des Priesters. Im Werkbuch für die kirchliche Jugendarbeit von Heinrich Theissing (1917–1988) und Karl Schollmeier (1914–1992), zwischen 1953 und 1958 in sieben Bänden erschienen, ist zu lesen:

„Der Priester ist der sichtbare Stellvertreter Christi, von ihm erwählt, herausgehoben aus den Menschen zum göttlichen Dienst. Mag auch die Person des Priesters mit menschlichen Schwächen und Fehlern behaftet sein, vor der Würde des Priesteramtes aber müssen wir Ehrfurcht haben.“<sup>7</sup>

Dieses hebre Bild kann aber nicht von verschiedenen Problemen ablenken, mit denen Priester in den frühen Jahren der DDR zu kämpfen hatten. Durch die heimatvertriebenen Priester war der Klerus in sich heterogen. Es existierten unterschiedliche landsmannschaftliche, theologische und kirchliche Prägungen, und verschiedenste Frömmigkeitsformen und Mentalitäten stießen aufeinander.<sup>8</sup> Es dauerte einige Zeit, bis diese Trennlinien verblassten. Ideologischer Druck und die Schwierigkeiten der Diasporaseelsorge trugen zu einer Beschleunigung dieses Prozesses bei. In den Gemeinden stand das Priesterbild zunächst nicht zur Debatte. Dies sollte sich erst Ende der 50er Jahre ändern.

## 2. Autoritätskrise im monolithischen Block? – Die frühen 60er Jahre

Zunehmend empfanden katholische Akademiker und besonders jüngere Priester eine Diskrepanz zwischen amtlichen Anspruch und Lebensführung des einzelnen Priesters.<sup>9</sup> Seismographisch sensibel ließen sich diese Entwicklungen wahrnehmen. Der damalige Regens des Neuzeller Priesterseminars, Paul Ramatschi (1898–1975), machte beispielsweise in „pastoralen Lageberichten die Autoritätskrise als Verständnisschlüssel für diese krisenhaft erfahrenen Veränderungen im kirchlichen Leben aus“.<sup>10</sup> Indiz dafür, dass zu Beginn der 60er Jahre diese Fragen auch in den Priesterkonventen in der DDR zu Diskussionen Anlass gab, ist ein an verschiedenen Stellen abgedruckter Text von Johannes Lubsczyk (geb. 1911), der seinerzeit in Erfurt Altes Testament lehrte. Darin sah er die als unabdingbar angesehene Einheit im Klerus als gefährdet an. Gegenwärtige Debatten erschienen ihm als unzulässige Fragmentierungen zwischen ver-

<sup>7</sup> H. Theissing/K. Schollmeier (Hrsg.), *Glaubensstunden*, Bd. II. Leipzig 1953, 230.

<sup>8</sup> Siehe A. Wilke, *Priester und Bischöfe*, in: K. Gabriel/J. Pilvousek u.a. (Hrsg.), *Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost*. Ostfildern 2003, 121–152, hier 124f.

<sup>9</sup> Für Westdeutschland beschreibt dies A. Fischer, *Pastoral in Deutschland nach 1945*, Bd. I. *Die missionarische Bewegung 1945–1962*. Würzburg 1985, 116–119.

<sup>10</sup> ROO A I 9: Protokolle AG Seelsorgeämter/Pastoralkonferenz. Protokoll vom 12./13. Dezember 1961. P. Ramatschi, *Wir Priester*.

schiedenen Gruppen im Klerus. Lubsczyk verwarf insbesondere die Kritik an bischöflichen Leitungsstilen:

„Jede Form von Autoritätskomplex ist im tiefsten Grunde eines Priesters unwürdig. Sachliche Meinungsverschiedenheiten werden in dem aus Demut erwachsenen Freimut dargelegt werden können und müssen, aber jeder Affekt der kirchlichen Autorität gegenüber widerspricht dem Wesen der Kirche, auch dann, wenn an den Trägern der Autorität sich menschliche Grenzen und Mängel zeigen.“<sup>11</sup>

Neben der grundsätzlich-theologischen Begründung führte Lubsczyk ferner die prekäre Lage der Kirche in der DDR angesichts der staatlichen Religionspolitik als Begründung für seine Position an. Gerade deshalb sei Einheit das oberste Gebot.

Dennoch hat der Außendruck letztlich nicht verhindern können, dass die zeitgenössische Autoritätskritik auch in die katholischen Gemeinden in der DDR eindrang. Als „Importräger“ spielten dabei die Priester eine nicht zu unterschätzende Rolle, wenn sie etwa aufgrund landsmannschaftlicher Verbindungen, durch Kontakte aus der Studienzeit oder durch die gezielte Unterstützung durch kirchliche Hilfswerke in die Lage versetzt waren, mit westlicher Literatur auch die neuen Geistesströmungen und kritischen Anfragen zur Kenntnis zu nehmen. Diese Kanäle waren u. a. von Bedeutung bei der Formierung des „Aktionskreises Halle“ (1968/69), der aus Priestern und Laien bestand und kirchenkritisch, aber nicht kirchenfeindlich eine „Demokratisierung“ und „Humanisierung“ der Kirche einforderte.

Dennoch konnte in keiner Weise die Rede davon sein, dass der Klerus in den Gemeinden nicht mehr die zentrale und zentrierende Position eingenommen hätte. Lediglich schienen immer wieder Indizien dafür auf, dass das traditionelle Verständnis vom Priester und seiner Autorität Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre an Leuchtkraft verlor. Solche Anzeichen sprechen für die Erkenntnis, dass der oftmals dem Konzil zugesprochene Abbruch kirchlichen Partizipationsverhaltens in seinen Wurzeln deutlich früher anzusetzen ist. Hugo Aufderbeck (1909–1981), 1948–62 Leiter des Magdeburger Seelsorgeamtes, diagnostizierte diese Entwicklung bezüglich der priesterlichen Autorität 1961 in folgender Weise: „In früheren Zeiten war der Abstand zwischen dem ‚Herrn Pfarrer‘ und seinen Schäflein ungebührlich groß. Der Pfarrer war Respektperson. Heute ist das anders.“<sup>12</sup> Diese und ähnliche Verschiebungen, die im westeuropäischen Katholizismus offenkundig waren, sind – wenn auch oft verdeckt und in weit geringerem Ausmaß – auch für den DDR-Katholizismus nachzuweisen.

<sup>11</sup> J. Lubsczyk, *Donum unitatis*, in: *Pastorale Handreichungen. Kirchliches Amtsblatt für die Bistümer und erzbischöflichen bzw. bischöflichen Kommissariate im Gebiet der DDR*. 9/1961, H 64f., hier H65.

<sup>12</sup> H. Aufderbeck, *Ich bin Josef, euer Bruder*, in: *Pastorale Handreichungen*. 11/1961, H 81–84, hier H83.

### 3. Probleme der Nachkonzilszeit – Auseinandersetzungen um das Priesterbild in den 60er und 70er Jahren

Ein wichtiger Indikator für das Ansehen und die innere Verfassung des Klerus ist die Nachwuchsfrage. Parallel zu den oben angedeuteten Entwicklungen nahmen Anfang und Mitte der 60er Jahre Klagen über den Rückgang des Priester- und Ordensnachwuchses auch in Publikationen der Katholischen Kirche in der DDR zu.<sup>13</sup> In der Kirchenpresse finden sich ergreifende Appelle zum Gebet um Priesternachwuchs. Die durch „Priestergräber“ gerissenen Lücken sollten gefüllt werden. Aufrüttelnd heißt es in ähnlicher Tonlage immer wieder im „Tag des Herrn“: „Keine Nummer unserer Kirchenzeitung, in der nicht der Tod eines oder gar mehrerer Priester zu melden ist. Das Gebet des katholischen Volkes um würdige Priester muss ein unaufhörliches sein.“<sup>14</sup> Die Verantwortlichen in der Priesterausbildung nahmen diese Probleme frühzeitig auf. In ihren Analysen hoben sie Phänomene hervor, die Ost und West überspannten, dabei aber ihren Ausgangspunkt eher in der westlichen Welt hatten. DDR-Spezifisches ist kaum zu finden. Kritik an Formen westlicher „Zivilisation“ ließ selbst die als rigide erfahrenen politischen Rahmenbedingungen in der DDR für die Weitergabe traditioneller kirchlicher Lebensformen „förderlich“ erscheinen.<sup>15</sup>

Auf der Suche nach Gründen für das Absinken der Zahl der geistlichen Berufe nannen verschiedene Autoren eine sich zunehmend etablierende Konsumhaltung, ein um sich greifendes Wohlstandsdenken sowie ein manifestes Autoritätsproblem, das teilweise sogar noch vor der Zölibatsfrage rangiere. Auch unter Katholiken nehme das Bewusstsein für den Eigenwert des Priesterberufes ab. Oftmals fand sich auch der Topos, dass es dem durchschnittlichen Zeitgenossen unverständlich sei, wie ein Mann „durch ein Tagewerk befriedigt werden kann, bei dem es um Gebet, Predigt, feierlich-altertümliche Gottesdienste geht; er scheint ihnen aus einer fernen, mythisch denkenden Zeit ... in die Zeit der Technik hereinzuragen“<sup>16</sup>. Hilfen für die Werbung um Priesternachwuchs erhoffte man von einer intensiveren religiösen Gestaltung des Familienlebens. Traditionell galten „gut katholische Familien“ als beste „Pflanzstätten“ für geistliche Berufe.

#### Zölibatsfrage

Als es unmittelbar nach dem Konzil, verstärkt noch durch die aufgeladene Stimmung Ende der sechziger Jahre zu einer bisher nicht bekannten Erschütterung des Katholi-

<sup>13</sup> Diese greifen der tatsächlichen Entwicklung vor. Die Zahl der Neuaufnahmen für das Erfurter Priesterseminar hält sich in den 60er Jahren lange Zeit konstant, sie tendiert freilich nach unten. 1968 nimmt die BOK die Unterbelegung der Vorbereitungsanstalten zum Anlass, diesen Fragekomplex zu erörtern.

<sup>14</sup> *Tag des Herrn* 13 (1963), 154.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. die einschlägigen Beiträge in Band II der „Pastoralen Aufsätze“: H. Aufderbeck (Hrsg.), *Congregare*. Leipzig 1965.

<sup>16</sup> E. Puzik, *Zur Spiritualität und Lebensform des Priesters in unserer Zeit*, in: F. Hoffmann/L. Scheffczyk u.a. (Hrsg.), *Sapienter ordinare. FS E. Kleineidam*. Leipzig 1969 (EthS, Bd. 24), 406–427, hier 416.

zismus in Westeuropa kam, erreichten Ausläufer dieser Verwerfungen auch die Katholiken in der DDR und ihre Priester. Die neuen Unsicherheiten im Priesterbild lassen sich mit den Schlagworten von der „Rollenkrise“ und der Zölibatsfrage beschreiben. Die Identität des Priesters schien unscharf zu werden. Immer wieder gaben nun Priester ihr Amt auf und heirateten. Der „Aktionskreis Halle“ richtete 1970 ein Solidaritätskonto für „Priester ohne Amt“ ein. Bis 1973 hatten nach inoffiziellen Schätzungen etwa 70 von ca. 1450 in der DDR lebenden Priestern ihr Amt aufgegeben.<sup>17</sup> Dieses seit Ende der 60er Jahre verstärkt auftretende Phänomen löste Irritationen in den Gemeinden und bei den Kirchenleitungen aus. Die Berliner Ordinarienkonferenz (BOK) fasste zwischen 1969 und 1973 insgesamt sieben Beschlüsse in dieser Angelegenheit. In diesen setzten die Ordinarien die gemeinrechtliche Forderung um, dass ein aus dem Amt geschiedener Priester nur ausnahmsweise und mit Erlaubnis des zuständigen Ordinarius in einer kirchlichen Einrichtung Arbeit finden sollte. 1970 und 1971 erfolgte die Einschränkung, dass eine Einstellung in kirchlichen Häusern nur zum Zweck der beruflichen Qualifizierung erfolgen dürfe mit dem Ziel, dass der Betreffende eine Arbeit im nichtkirchlichen Raum aufnehme.

1969 hatte der Meißen Generalvikar Johann Hötzl (1901–1991) in einem Vortrag vor den Erzpriestern (Dechanten) seiner Diözese seine Einschätzung der „Zölibatskrise bei uns“ vorgestellt.<sup>18</sup> Hötzl, der die betroffenen Priester als „abwegige Konfratres“ bezeichnete, stieß vor allem bei Mitgliedern des Leipziger Oratoriums auf Widerspruch. Unter dem Datum des 10. Januar 1970 versandten die Oratorianer Theo Gunkel (1898–1972) und Clemens Rosner (geb. 1930) sowie der Geraer Kaplan Bernhard Sahler (geb. 1927) an alle Meißen Diözesanpriester „Einige Gedanken zur Art und Weise, wie die Zölibatsverpflichtung bei uns durchgesetzt wird.“<sup>19</sup> In ihrem Schreiben griffen sie Hötzls Position scharf an, die ja in gleicher Weise für die Haltung der BOK stehe. Die Verfasser forderten eine Revision des Umgangs mit den betroffenen Priestern. Diesen solle es freigestellt werden, in einer kirchlichen Einrichtung, ja selbst in seelsorglichen Bereichen, arbeiten zu dürfen. Als dieses Schreiben auch in westdeutschen Medien zur Sprache kam, reagierte der Vorsitzende der BOK, der Berliner Bischof Alfred Kardinal Bengsch (1921–1979) harsch.

Dem Meißen Bischof Otto Spülbeck (1904–1970) gelang es vor seinem plötzlichen Tod am 21. Juni 1970 nur mühsam, Schlimmeres von den Briefeschreibern abzuwenden. Bischof Spülbeck musste an einer Beilegung dieser Kontroverse gelegen sein, warf sie doch gerade in den Augen Berliner Beobachter ein weiteres negatives Licht auf die ohnehin beargwöhnte Meißen Diözesansynode (1969–1971). Auf dieser diskutierten die Synodalen Fragen wie die Zulassung von „viri probati“ zum Priesteramt und die Möglichkeit für laisierte Priester, weiterhin kirchliche Dienste wahrzunehmen. Der brüchige Konsens, den die Synodalen fanden, erklärte schließlich, dass die Synode

<sup>17</sup> Vgl. A. Wilke, *Priester* (Anm. 8), 143f.

<sup>18</sup> ROO III, 1: Allgemeines. Zölibatsbrief Rosner: J. Hötzl, *Einige Gedanken zur Zölibatskrise bei uns*.

<sup>19</sup> ROO III, 1: Allgemeines. Zölibatsbrief Rosner: C. Rosner/Th. Gunkel/B. Sahler, *Einige Gedanken zur Art und Weise, wie die Zölibatsverpflichtung bei uns durchgesetzt wird* (Anfang 1970).

in diesen Punkten für eine Beschlussfassung nicht kompetent sei. Weitere freie Meinungsäußerungen wollte man aber nicht einschränken und den ganzen Themenkomplex an die Gemeinsame Pastorałsynode der Jurisdiktionsbezirke auf dem Gebiet der DDR (1973–1975) verweisen. Auf der Meißen Synode waren noch weitere Fragen einer zeitgemäßen Form des Priesteramtes diskutiert worden. Am weitesten ging dabei sicher die Forderung, die beratende Funktion der neu etablierten Räte hin zu einer „partnerschaftlichen Mitverantwortung“ in der Gemeinde- und Bistumsleitung zu entwickeln. Abgelehnt wurden überkommene „Titel, Kleidung der kirchlichen Amtsträger, Abzeichen, Formen des Auftretens und der Anrede.“<sup>20</sup> Das vorzeitige Ende der Synode und der Widerstand Kardinal Bengschs haben eine Rezeption dieser Impulse weitgehend verhindert.

Die Zölibatsfrage wurde jedoch weiter thematisiert. 1971 erschien im „Tag des Herrn“ ein Beitrag, in dem Neuzeller Priesteramtskandidaten, die unmittelbar vor der Priesterweihe standen, befragt wurden, ob sie die „Zölibatsverpflichtung für eine Zuladung“ hielten.<sup>21</sup> Die meisten Seminaristen verneinten diese Frage. Bereits 1970 war im „Theologischen Jahrbuch“ ein einschlägiger Beitrag des Neuzeller Spirituals Armin Bernhard (geb. 1932) erschienen.<sup>22</sup> Bernhard stellte darin fest: „Das Gespräch über den Priester hat heute einen neuen Höhepunkt erreicht.“<sup>23</sup> Aufgrund gesellschaftlicher Wandlungsprozesse sei der Priester in seiner Rolle weniger geschützt, die Ehe erfreue sich höherer Wertschätzung als die zölibatäre Lebensform, und gerade in den westlichen Massenmedien fände man ein negatives Priesterbild gezeichnet. Bernhard hielt an der Affinität von Amt und Zölibat grundsätzlich fest, wollte diese jedoch nicht „gesetzlich“ verstanden wissen. Er könne sich vorstellen, dass nach der Einführung des ständigen Diakonats in absehbarer Zeit verheiratete Männer auch zu Priestern geweiht werden könnten. Selbst Priester, die aus dem Amt geschieden seien, sollten nach entsprechender Prüfung ihr Priesteramt wieder ausüben dürfen. Die Aufnahme dieses Textes in das ansonsten, nicht zuletzt wegen der staatlichen Zensur, positionell behutsame „Theologische Jahrbuch“ deutet das Ausmaß der Unsicherheiten in der Priesterfrage um 1970 an. Dennoch sollten sich diese Debatten bald als Sturm im Wasserglas entpuppen. Zum einen versandeten die Impulse radikaler Reformgruppen im westeuropäischen Katholizismus in den 70er Jahren wieder, zum anderen behaupteten die Kirchenleitungen ihre Position. Dies galt uneingeschränkt für die katholische Kirche in der DDR.

Neben der Zölibatsthematik standen um 1970 weitere Fragen in der Diskussion, so etwa eine „Demokratisierung“ des kirchlichen Amtes, die Öffnung des Amtes für verheiratete Männer, die Ausübung des Priesterberufes im Nebenamt und teilweise auch schon die Zulassung von Frauen zur kirchlichen Weiheordnung. In nicht wenigen Priesterkonventen entzündeten sich an solchen Punkten heftige Debatten. In ihrer

---

<sup>20</sup> Dokumente zur Synode des Bistums Meißen 1966–1971. Hrsg. im Auftrag des Bischofs von Meißen. Dresden o. J., 24.

<sup>21</sup> Vgl. Tag des Herrn 21 (1971), 68f.

<sup>22</sup> A. Bernhard, Der Zölibat des Weltpriesters, in: Theologisches Jahrbuch (1970). Leipzig 1970, 355–382.

<sup>23</sup> AaO., 355.

Form irritierten sie gerade Vertreter der älteren Priestergeneration. Jüngere Priester sahen dagegen die Kommunikation mit den Bischöfen und Ordinariaten als nicht mehr zeitgemäß an und kritisierten „obrigkeitliches“ Gehabe. Einige jüngere Priester betrachteten die sogenannten Solidaritätsgruppen (SOG) als geeignete Formen einer angemessenen Gesprächsform. Auch die BOK beschäftigte sich 1970 mit diesen Tendenzen. Ihre Mitglieder lehnten aber, wenn auch im Detail gelegentlich unterschiedlicher Meinung, die Duldung nonkonformistischer Gruppen im Klerus einmütig ab. Positionelle Unterschiede zwischen den Priestern sollten keine institutionelle Gestalt gewinnen, da dies die Geschlossenheit gegenüber dem Staat gefährden würde. Engagement und kritischer Geist fanden jedoch im Laufe der 70er Jahre neue Handlungsräume, als es im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils zu einer Ausweitung der Strukturen von pastoralen Gremien und Kommissionen kam. In ihnen konnten auf vielfache Weise auch innerkirchliche Probleme erörtert werden. Aufgrund ihrer Einbindung in die offizielle Struktur konnten die Bischöfe auf diese Weise aber ihrer lehramtlichen Verantwortung besser gerecht werden.

### *Theologische Deutungen*

Auch die katholisch-theologische Wissenschaft in der DDR sah sich herausgefordert, auf die neuen Unsicherheiten im Priesterbild zu reagieren. Dabei traten durchaus auch unterschiedliche Auffassungen zu Tage. Erich Puzik insistierte etwa in einem Beitrag von 1969 auf einer betont ontologischen Auffassung der Priesterweihe. Scharf wandte er sich gegen soziologisierende und psychologisierende Deutungen des Priestertums. Auch eine Zulassung verheirateter Männer zur Priesterweihe lehnte er ab, sah sich aber gleichwohl nicht in der Lage, sich dem Diskussionsdruck gänzlich zu entziehen. Deshalb prognostizierte er: „Sollte es in Zukunft einmal verheiratete Priester geben, dann werden diese sehr ernsthaft um die ihnen angemessene hohe Form des geistlichen Lebens in Amt und Ehe ringen müssen.“<sup>24</sup> 1970 ging Otfried Müller (1907–1986), damals in Erfurt Professor für Dogmatik, im „Theologischen Jahrbuch“ der „Krise im heutigen Selbstverständnis des katholischen Priesters“<sup>25</sup> nach. Müller diagnostiziert einen einschneidenden Rollenverlust des Priesters in der Gegenwart. An die Stelle der Autorität sei ein ausgeprägtes Leistungsdenken getreten. Innerkirchlich habe die Einführung des ständigen Diakonates und die Aufwertung der Position der Laien die Rollenkrise von Priestern verstärkt. Als einen möglichen Ansatz, dieser Situation produktiv zu begegnen, entwarf Müller ein vorsichtig experimentelles Bild des priesterlichen Amtes. Da das „klassische Priesterbild“ nicht absolut zu setzen sei,

„brauchen (wir) kurz gesagt die Dekumulation, die Dezentralisierung des klassischen Priesterbildes. Darauf geht im Grunde bereits das Anliegen eines Dauerdiakonates und eines wahren Laienapostolates in der Kirche zurück. Theologisch gesehen ist das nicht nur möglich, ohne das Amt in der Kirche irgendwie anzutasten, sondern es ist einfach notwendig und würde nur ein zeitge-

<sup>24</sup> E. Puzik, *Zur Spiritualität und Lebensform* (Anm. 16), 426.

<sup>25</sup> O. Müller, *Zur Krise im heutigen Selbstverständnis des katholischen Priesters*, in: *Theologisches Jahrbuch* (1970) (Anm. 22), 309–335.

bundenes und geschichtlich gewordenes Priesterbild durch eine dem Neuen Testament näher stehende Auffassung vom kirchlichen Amt ersetzen.“<sup>26</sup>

Unter bischöflicher Aufsicht sei dabei auch ein Erproben neuer Formen priesterlichen Lebens möglich. Diese könnten durchaus bisher gebräuchliche Vorstellungen ad acta legen. Offenkundig war das Anliegen Müllers, verunsicherte Priester zu ermutigen, sich mit den neuen Herausforderungen konstruktiv auseinanderzusetzen.

Weitere Überlegungen zur Identität des Priesters steuerte Lothar Ullrich (geb. 1932), Dozent und später Professor für Dogmatik in Erfurt, 1971 in zwei Veröffentlichungen bei.<sup>27</sup> Ullrich hob darin die Bedeutung des Presbyteriums hervor. Besonders die Dekanatskonvente müssten Orte der intensiven Begegnung und des Austauschs sein. Kritik sei frei zu äußern, dürfe aber nicht rein destruktiv sein und nicht nur im „Meckern“ bestehen. Ullrich sah den Priester zwischen „zwei Fronten“, nämlich in der Mitte zwischen Bischof und Gemeinde. Diese Konstellation könne gerade aufgrund der Autoritätskrise besondere Brisanz aufweisen. Um so mehr komme es darauf an, dass der Priester durch seine persönliche Lebensführung Überzeugungskraft besitze: „Der Priester darf ruhig zeigen, wie auch sein Glauben angefochten ist; aber er sollte auch zeigen, wie er mit dieser Angefochtenheit leben kann ... Die Wirksamkeit der Autorität, die er auf Christus hin durchsichtig machen muss, wird sehr stark von dem Vertrauen abhängen, das er in der Gemeinde hat, und von der Sachgerechtigkeit seiner Argumentation und seines ganzen Verhaltens.“<sup>28</sup> Ullrichs Ansatz bestand darin, dass er traditionelle Formen personal gefüllt und die Tendenzen zur Gruppenbildung im Klerus aufgefangen wissen wollte.

Allen genannten Beiträgen gemeinsam war die Sensibilität für die Verschiebungen und Veränderungen des Priesterbildes. Ihre Verfasser erörterten die dabei anhängigen Probleme jedoch mehr oder minder losgelöst von der konkreten Situation in der DDR. Letztlich kam es unter den Priestern in der DDR zu keiner erfolgreichen und dauerhaften Etablierung dissidenter Gruppen. Die verschiedenen Bewegungen um 1970 können auch als Reflex der Veränderungen im westdeutschen und westeuropäischen Katholizismus und seiner Priesterschaft angesehen werden. Dissidente Gruppen wären in der DDR zwischen Staat und Kirchenleitung zerrieben worden, es fehlten die notwendigen Freiräume. Dennoch kam es zu positionellen Ausfächerungen in weiteren Kreisen des Klerus; auch nonkonformistisches Verhalten trat verstärkt auf. Dominant blieb diesbezüglich aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber dem als feindlich empfundenen Staat. Stark war auch das Gefühl von Heimat und Refugium in der Kirche. Priester und Laien besaßen in ihr Freiräume, die eine große Attraktivität angesichts ideologischer Überformung in Staat und Gesellschaft ausstrahlten.

---

<sup>26</sup> *AaO.*, 334.

<sup>27</sup> L. Ullrich, *Fünfzehn Thesen zum Selbstverständnis des Presbyterates heute*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Theologie des Presbyterates*. Leipzig 1971, 13–58 sowie ders., *Spannungsfelder priesterlicher Existenz*. Leipzig 1971.

<sup>28</sup> Ders., *Fünfzehn Thesen* (Ann. 27), 33.

## 5. Zwischen Resignation und Aufbruch: die späten 70er und die 80er Jahre

Auf der gemeinsamen Pastoralsynode der Jurisdiktionsbezirke in der DDR kam es zwar zu Kontroversen um das Priesterbild, von ihnen gingen aber keine nachhaltigen Erschütterungen aus. Ein intendiertes „Wort an die Priester“ kam auf der Synode nicht zustande. Die zuständige Fachkommission erklärte, dass sie sich nicht in der Lage sehe, „eine Erarbeitung zu aktuellen Fragen der priesterlichen Existenz zu erstellen.“<sup>29</sup> Die Konturen des synodalen Priesterbildes fanden sich im Synodalbeschluss „Dienste und Ordnungen in der Gemeinde“.<sup>30</sup> Als wichtigste Aufgabe des Priesters sahen die Synodalen danach den „Dienst an der Einheit“. Das Zentrum priesterlichen Wirkens war damit auf den Innenbereich der Gemeinde bezogen. Als Reflex einer quantitativen und qualitativen Ausdünnung des DDR-Katholizismus in den siebziger Jahren war die Mahnung zu verstehen, den Erfolg priesterlicher Arbeit nicht von zahlenmäßigem Zuwachs abhängig zu machen. Auch die mangelnde äußere Absicherung der priesterlichen Lebensweise wurde angesprochen. Dagegen setzten die Synodalen auf ein vertieftes Leben aus den geistlichen Quellen.

In den 70er Jahren verloren die ehemals heftig diskutierten Themen in der Priesterfrage an Brisanz; gleichwohl verfestigte sich das Gefühl einer „Dauerkrise“. Erschwendend kam hinzu, dass im letzten Jahrzehnt der DDR viele Priester angesichts der Ausdünnung und Überalterung der Gemeinden zunehmend Frustrationserfahrungen zu bewältigen hatten. Der Erfurter Regens Bernhard Dittrich konstatierte 1988 in dieser Hinsicht bei „vielen Priestern Freudlosigkeit, ja eine gewisse Jammerspiritualität“<sup>31</sup>. Auf der „Theologischen Woche“ des Philosophisch-Theologischen Studiums zum Thema „Kirche in nichtchristlicher Welt“ kamen diese Themen 1984 zur Sprache. Lothar Ullrich stellte dort die Frage: „Wie werden wir mit dem Gefühl der Vergeblichkeit aller Mühen fertig? Wie wappnen wir uns gegen jede Resignation?“<sup>32</sup> Als Antwort schlug er eine solidarische und kollegiale Ausübung des Hirtenamtes in der Gemeinde vor. Des Weiteren plädierte er für eine stärkere Konzentration auf die „eigentlichen“ Aufgaben. Diese Gedanken führte der Erfurter Bischof Joachim Wanke (geb. 1941) Ende der achtziger Jahre weiter aus. Angesichts der schwierigen Situation der Kirche in der DDR seien „Mystagogen“ gefragt, Priester mit „geistlicher Kompetenz“. Wanke pointierte den Charakter christlicher Verkündigung als „Kontrastbotschaft“. Neben den innergemeindlichen Aufgaben des Priesters verwies er aber auch darauf, Christi Botschaft in Wort und Tat allen Menschen zu bringen, insbesondere „in den Schwachstellen der Gesellschaft und des Menschenlebens, bei den Gescheiterten, den nicht Mit-

<sup>29</sup> So./Zi., *Endspurt. 6. Vollversammlung der Pastoralsynode der Jurisdiktionsbezirke in der DDR vom 6. bis 9. November 1975 in Dresden*, in: *Tag des Herrn* 25 (1975), 196f., 199, hier 197.

<sup>30</sup> In: D. Grande (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Pastoralsynode der katholischen Kirche in der DDR*. Leipzig 1988, 103–133.

<sup>31</sup> B. Dittrich, *Mitarbeiter des Bischofs in einem Presbyterium*, in: *Wort und Leben*. Hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat in Magdeburg im Einvernehmen mit der Berliner Bischofskonferenz, 18 (1988), 109–112, hier 111.

<sup>32</sup> L. Ullrich, *Priester in der Diaspora*, in: Ders. (Hrsg.), *Kirche in nichtchristlicher Welt. Vier Vorträge von der Erfurter Theologischen Woche 1984*. Leipzig 1986 (EthSchr, Bd. 15), 55–76, hier 57.

gekommenen, den Ausgesonderten, den Verwundeten.“<sup>33</sup> Zunehmend problematisch schätzte er innergemeindlich die Zusammenarbeit von Priestern und Laien ein. Gerade bei jüngeren Priestern diagnostizierte er einen zunehmenden „Klerikalismus“. Wanke sah aber auch bei den Laien Ansätze, das priesterliche Amt zu relativieren. Für viele sei der Priester „Gemeindeentertainer“ oder religiöser „Dienstleistungsfachmann“.

Laikale Kritik an Priestern artikulierte sich in den 80er Jahren tatsächlich stärker. Diese galt z. B. einer fehlenden Kenntnis konkreter Probleme in der sozialistischen Gesellschaft der DDR sowie der Belastungen der Laien in Beruf und Familie. Auch eine stärkere Förderung der „sozialen Kontaktfähigkeit“ von Priestern wurde diskutiert. Trotz der Möglichkeiten zum Austausch, die das „Kleine Katholikentreffen“ 1987 in Dresden bot, kam es zu keiner tiefergehenden Reflexion dieser Fragen.

Die Lage des Klerus in der DDR stellte sich Ende der 80er Jahre also heterogen dar. Frustrationen in der Gemeindearbeit mussten verarbeitet, weit reichende Forderungen von Gläubigen bewältigt werden. Als Antwort auf diese Herausforderungen kam es zu einer stärkeren Betonung der eigentlichen geistlichen Aufgaben des Priesters. Diese sollten auch eine angemessene Reaktion auf die gesellschaftlichen Veränderungen darstellen. Kritische Laien nahmen zwar Anstoß an der gesellschaftlichen Außenseiterrolle vieler Priester, in den Gemeinden hatten sie jedoch weiter unangefochten die zentrale Stellung inne. Diese hatten zwar einen zahlenmäßigen Schwund über vierzig Jahre DDR hinweg erfahren müssen, in ihnen war aber immer durch christliches Bekenntnis der totalitären Vereinheitlichung der Gesellschaft gewehrt worden. Ein wesentlicher Beitrag dazu war das Wirken der Priester.

*Reinhard Grütz, Erfurt*

---

<sup>33</sup> J. Wanke, *Welche Priester braucht die Kirche in der DDR?*, in: *Wort und Leben* 17 (1987), 90–92, hier 91.